

Brandstifter

Neue Studien zeigen, wie sehr deutsche Psychiater in Nazi-Verbrechen verstrickt waren. Selbst nach 1945 gab es keine wirkliche Zäsur

VON EVA SCHINDELE

Es ist ein bedrückender Brief: „Wenn ich an unseren Garten mit den Obstbäumen, Beeren und Tieren denke, bin ich dem Heulen nahe“, schreibt der 52-jährige Werkzeugschlosser Jacob Goldschweyer im Sommer 1944 aus der Heilanstalt Meseritz-Obrawalde seiner Familie in Bremen. „Die Zustände hier sind schrecklich. Harte Arbeit, schlechte Behandlung, kaum etwas zu essen. In einem Sammeltransport war er von der Bremer Nervenklinik ein halbes Jahr zuvor in die Anstalt östlich von Berlin verfrachtet worden.

„Damit kam er in den Strudel der Euthanasie“, sagt die Kulturwissenschaftlerin Gerda Engelbracht. Das griechische Wort bedeutet „sanfter Tod“, der – so die Rechtfertigung – Kranke von ihrem „Leid erlösen“ sollte. Vor allem die Nazis wollten das kriegsführende Deutschland dadurch Kosten sparen. Mindestens 200 000 Männer, Frauen und Kinder, behinderte, unangepasste, alte und schwache Menschen wurden zwischen 1939 und 1945 von denen ermordet, die sie eigentlich heilen, pflegen und beschützen sollten.

„Ohne die wissenschaftlich-ärztliche Elite hätte es diesen Massenmord so nicht gegeben“, schreibt der Bielefelder Historiker Hans-Walter Schmuhl in seiner 2016 erschienenen Dokumentation „Die Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater im Nationalsozialismus“, in der er die Verstrickungen der Psychiater systematisch erforscht hat. Mit seiner Arbeit wird deutlich, dass sich Psychiater schon Jahre vor der Machtübernahme als geistige Brandstifter betätigten und die Konzepte lieferten, mit denen die Nazis ihre Rassenhygiene begründeten. Andere neue Analysen zeigen zudem, wie das Leugnen der eigenen Rolle auch noch nach dem Krieg jahrzehntelang die Öffnung der bundesdeutschen Psychiatrie blockierte.

„Ihr Mann war doch krank, und wer krank ist, kann auch sterben.“

„Ab 1939 war es lebensgefährlich in einer psychiatrischen Klinik zu sein“, sagt Gerda Engelbracht. Sie hat in ihrem „Erinnerungsbuch“ der 830 Bremer Bürger und Bürgerinnen gedacht, die Opfer der Medizinverbrechen wurden. Darunter auch der sechsfache Familienvater Jacob Goldschweyer. Er war 1942 wegen „Angst- und Verwirrheitszustände“ das erste Mal in die Bremer Nervenklinik eingewiesen worden und schon wenige Monate später als „ge bessert und arbeitsfähig“ mit der Diagnose „Spätepilepsie“ entlassen worden. Doch kam er nicht mehr richtig auf die Beine, landete wieder in der Klinik und schließlich in Meseritz-Obrawalde. „Ich bitte alles zu tun, mich hier herauszubekommen, lebendig und gesund an Leib und Seele“, fleht er seine Frau an. Doch auf ihren Bittbrief bekommt sie die lapidare Antwort des Anstaltsdirektors, ihr Mann müsse aus „Sicherheitsgründen“ dort bleiben. Wenige Wochen später ist Jacob Goldschweyer tot. Angeblich an „gehäuften Krampfanfällen“ gestorben.

„Eine fingierte Todesursache“, vermutet Engelbracht, die seit Jahren die Geschichte dieser Klinik erforscht. In Meseritz-Obrawalde, aber auch in Hadamar, in Haar bei München oder Irsee-Kaufbeuren wurde nach 1942 systematisch gemordet: durch Verhungern lassen, Vernachlässigung oder mit Giftspitzen. Diese verdeckten und dezentralen Krankenmorde folgten der zentral aus der Berliner Tiergartenstraße gesteuerten T4-Aktion. In deren Rahmen wurden 1940/41 um die 70 000 Psychiatriepatienten in sechs eigens errichteten Tötungsanstalten vergast.

Obwohl nach dem Krieg einzelne Überlebende vor Gericht aussagten, „wurde ihnen oft nicht geglaubt“, so Engelbracht. „Man hat gesagt, das sind doch Geisteskranke. Die haben sich das eingebildet.“ Und auch Angehörige, die Anträge auf Wiedergutmachung stellten, wie die Witwe Franziska Goldschweyer, wurden abgemietert: „Ihr Mann war doch krank, und wer krank ist, kann auch sterben.“ Dabei war längst bekannt, dass Meseritz-Obrawalde eine Vernichtungsanstalt war.

Die Anträge auf Wiedergutmachung wurden zum Teil von denselben Psychiatern begutachtet, die an den Zwangssterilisationen und Tötungsaktionen beteiligt gewesen waren. Nicht erstaunlich, dass sie die Forderungen der Opfer und ihrer Angehörigen ablehnten. Manche dieser Experten wurden sogar noch 1961 im Bundestagsausschuss „Wiedergutmachung“ gehört, unter ihnen der Psychiater Werner



weiter kommen wenn mein Vater und besonders Du i. F. es wünschst — & Was soll ich hier in der Heimat ist meine Arbeit dort in B oder in P. Meine schöne Buchsammlung bedauere ich ebenso die Fotos Vergrößerungen — Eine Werkzeugliste anbei, doch wäre in dem Schutt noch etliches wiederzufinden — & Noch einmal: Das wichtigste ist mir meine Entlassung aus der Anstalt — und ich bitte alles zu tun mich hier heraus zu bekommen, lebendig und gesund an Leib u Seele. Ich will schlafen der Brief geht vielleicht heute noch ab. Herzl. Grüße an Euch, Allen Ihr Lieben sendet Euch Euer unglücklich lühner J. B. Goldschweyer.

Es ist Dienstag abend 18 Uhr hoffentlich erhalte ich bald frohe Nachrichten von Euch

In einem letzten Hilferuf bat der Schlosser Jacob Goldschweyer (oben rechts) um Hilfe, kurz darauf verlor er sein Leben. Nur wenige Verantwortliche, so etwa der Pfleger Heinrich Ruoff (oben links, sitzend) wurden zur Verantwortung gezogen.

FOTOS: IMAGO (1)/KRANKENHAUS-MUSEUM BREMEN (2)

Villinger. Er war Besitzer in Erbgesundheitsgerichten und T4-Gutachter, die nach Aktenlage entschieden, wer vergast werden sollte. Nach dem Krieg machte er Karriere – als Ordinarius in Marburg, später sogar als Rektor der Universität. 1958 war er Mitgründer der „Bundesvereinigung Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind“, der heutigen „Lebenshilfe“.

„Es gab keine wirkliche Zäsur nach 1945“, sagt der Psychiater Michael von Cranach, der 1980 als junger Arzt von der bayerischen Bezirksregierung beauftragt wurde, die Nervenklinik in Kaufbeuren zu reformieren, eine der schlimmsten Tötungsanstalten. „Weder die Gesellschaft noch die meisten Ärzte wollten sich den Medizinverbrechen stellen.“ Noch bis weit in die 60er-Jahre galten psychisch Kranke als minderwertig, sie wurden stigmatisiert und hinter Anstaltsmauern weggesperrt. „Die Menschenrechte des Einzelnen spielen dabei eine untergeordnete Rolle“, erinnert sich Cranach, der während seiner Facharzt-Ausbildung in England eine humanere Psychiatrie kennengelernt hatte.

Erst in den 1970ern begann man die Psychiatrie „vom Rand der Gesellschaft mehr in die Mitte zu holen“, schreibt der Historiker Franz-Werner Kersting vom LWL-Institut für Regionalgeschichte in

Münster. Er ist Mitglied einer von der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN) beauftragten unabhängigen Historikerkommission. Diese begleitet ein Projekt, das untersucht, wie die Medizinverbrechen nach dem Krieg aufgearbeitet worden sind – sowohl in der BRD als auch in der DDR. Kersting meint, dass der Wandel erst durch die 68er-Bewegung und die Reformen der Brandt-Ära möglich

Ärzte, die über die Verbrechen berichteten, wurden als Nestbeschmutzer beschimpft

geworden sei. Eine Zäsur war die vom Bundestag beschlossene „Psychiatrie-Enquete“ von 1975. In ihr wurde die „brutalen Zustände“ innerhalb der Verwahrschicht angeprangert und empfohlen, große Anstalten zu verkleinern und zu modernisieren sowie ambulante, wohnortnahe Versorgungsstrukturen aufzubauen.

Nach dem Krieg mussten nur wenige Ärzte für ihre Verbrechen büßen. Zu ihnen gehörte der Euthanasiebeauftragte Karl Brandt, der im Nürnberger Ärzteprozess zum Tode verurteilt wurde. Die wenigen Nervenärzte, die angeklagt wurden, berie-

fen sich auf den Befehlsnotstand. Die Psychiater, die über die Verbrechen der NS-Zeit berichteten, wurden von ihren Kollegen isoliert und als Nestbeschmutzer beschimpft, so etwa Gerhard Schmidt, später Professor in Lübeck. Er hatte die Zustände in der Nervenklinik Haar bei München bereits Ende 1945 im Bayerischen Rundfunk bekannt gemacht. Seine Dokumentation, die Teil seiner Habilitation war, verschwand auf „mysteriöse Weise“ – wie sich Schmidt noch Jahrzehnte später empörte. Er fand 20 Jahre lang keinen Verleger für seinen Bericht. Selbst unverdächtige Kollegen, wie der Philosoph Karl Jaspers, rieten von der Veröffentlichung ab. „Man wollte das ohnehin schon schlechte Image der Psychiatrie nicht noch weiter demontieren“, so Kersting.

Über Jahrzehnte hinweg sei sich die „scientific community“ einig gewesen, dass es zwar einzelne schwarze Schafe gegeben habe, die aus Karriereismus, Ehrgeiz, Opportunismus oder ideologischer Verblendung mitgemacht haben“, so der Historiker Schmuhl. Die Mehrheit der Ärzte und Forscher behauptete aber, unter Zwang gehandelt zu haben. „Geschichtsklitterung“ nennt das Schmuhl.

Die Ärzte selbst hätten das Euthanasieprogramm weitgehend entworfen, die

Durchführung geplant und evaluiert. Und die meisten Leiter von Behinderteneinrichtungen oder Nervenheilstätten hätten mitgespielt. „Sie waren eine Stütze und kein Hemmschuh der Politik“, bestätigt auch Kersting. „Selbst die durchschnittlichen Psychiater hatten sich schon zu weit auf den NS-Berufsaltag und die Entwertung, Vernachlässigung und Ausgrenzung ihrer Schutzbefohlenen eingelassen.“

„Ballastexistenzen“, „unwertes Leben“, „ausmerzen“ – diese Worte gebrauchte der Psychiater Alfred Hoche in seiner Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“, die er 1920 zusammen mit dem Rechtswissenschaftler Karl Binding verfasste. Für die Euthanasie kamen für ihn hirnverletzte Kriegsrückkehrer und „unheilbar Blödsinnige, die das Gegenbild echter Menschen bilden“, infrage. Dieses Buch wurde damals unter Medizinern diskutiert. In diesen Jahren entwickelten Nervenärzte auch erste reformpsychiatrische Ansätze. „Sie waren vom therapeutischen Optimismus geprägt, verbunden mit der Enttäuschung, dass nicht jeder Patient geheilt werden kann“, sagt der Psychologe Michael Wunder.

Erst seit Kurzem lüften mehr und mehr Angehörige derartige Familiengeheimnisse

Die chronische Unterfinanzierung der Anstalten bei steigenden Patientenzahlen habe die Situation weiter verschärft. Das mag einer der Gründe sein, warum viele Nervenärzte, auch Reformpsychiater, schon früh eugenische Vorstellungen vertraten, die nur Gesunden und Leistungsstarken erlaubt, sich fortzupflanzen. Nach der Machtübernahme begrüßten viele Psychiater vor allem in der Heil- und Pflegeanstalten das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ und „spielten eine Schlüsselrolle bei der Umsetzung“. Sie waren überzeugt, dass die eugenisch indizierte Sterilisation auch für die Psychiatrie selber eine sinnvolle Maßnahme sei, so Schmuhl. Endlich kam ein Politiker an die Macht, der unerwünschtes Leben „wegzuchtete“. Man war sich einig, dass psychische Erkrankungen und geistige Behinderungen erblich bedingt seien.

„Das Dritte Reich war ein politisches System, das Wissenschaftlern enorme Gestaltungsfreiräume eröffnet hat, ihre Ideen zur praktischen Umsetzung zu bringen“, so Schmuhl. Wer unter die Kategorie unerwünschtes Leben fiel, bestimmten vornehmlich rational argumentierende Naturwissenschaftler, wie der international angesehene Ernst Rüdin, langjähriger Direktor der Forschungsanstalt für Psychiatrie in München und Präsident der Fachgesellschaft. Er sah die Ursache von psychischen Erkrankungen in schlechten Genen und blendete biografische und soziale Dimensionen völlig aus. Seine psychiatrische Genetik fußte auf Statistiken und war schon damals wissenschaftlich fragwürdig. Doch dieses Denken entsprach dem Zeitgeist, nicht nur in Deutschland.

Allerdings zeigen Krankenakten, die erst nach der Wende in einem Ostberliner Archiv wieder aufgetaucht sind, dass bei Krankenmorden nach 1941 die Erbprognosen kaum noch eine Rolle spielten. Es zählte vor allem die Arbeitsfähigkeit.

Nach dem Krieg wurden die Krankenmorde auch von den Angehörigen oft totgeschwiegen. Aus Scham, aus einer Familie mit „erblich Belasteten“ zu stammen, aus Angst, selbst stigmatisiert zu werden, vielleicht auch aus Schuldgefühlen, die Verwandten nicht genug beschützt oder ihren Tod sogar befürwortet zu haben. Erst in den letzten Jahren lüften mehr und mehr Betroffene das Familiengeheimnis und holen ihre Großmutter, ihren Onkel oder ihre Schwester posthum wieder in die Familiengeschichte zurück.

Auch der jüngste Sohn von Jacob Goldschweyer wusste bis vor einigen Jahren nichts von dem Schicksal seines Vaters. Er war fünf als sein Vater in der Nervenklinik umgebracht wurde. „Meine Mutter erzählte mir, er wäre in Russland gefallen“, so Franz Goldschweyer. Dann fand er nach dem Tod seiner ältesten Schwester die Briefe seines Vaters aus Meseritz-Obrawalde, die sie sorgfältig in einer Schachtel im Schrank aufgehoben hatte. „Das hat mich erschüttert“, sagt der inzwischen 79-jährige. Seit einigen Wochen gibt es nun für den ehemaligen Wohnhaus der Goldschweyers in Bremen einen Stolperstein, der an seinen Vater erinnert. „Es ist für mich so, als sei er wieder nach Hause gekommen“, meint Sohn Franz, der keine Erinnerung mehr an seinen Vater hat. „Ofters fahre ich jetzt dorthin und besuche ihn.“